

Der Braunbär in Europa

von *Veronika Strauß, Wolfgang Schröder* und *Ulrich Wotschikowsky*

Schon in grauer Vorzeit hat der Bär die Phantasie des Menschen beschäftigt. Neandertaler errichteten regelrechte Altäre für die Reliquien von erlegten Höhlenbären, in denen sie offenbar gottähnliche Wesen vermuteten. Viel Phantastisches hat seither das Verhältnis zwischen Bär und Mensch begleitet. Noch heute bitten indianische und asiatische Jäger den erlegten Bären in uralten überlieferten Riten um Absolution, als sei er von einer anderen, einer geistigen Welt.

Uns Mitteleuropäern bleibt nicht viel mehr als Phantasie, wenn wir uns mit dem Bären beschäftigen. Anders als die Naturvölker können wir daraus aber keine Zuversicht schöpfen: Bei uns ist der Bär nur mehr Geschichte. Braunbären wieder in den Wäldern der Alpen, in den Mittelgebirgen gar — ein absurder Gedanke. Wer von Wiedereinbürgerung redet, wird von niemandem ernstgenommen.

Und das zu Recht, wie's scheint. Denn Bären mögen große, stille, alte Wälder: Sie sind abgeholt oder zerstückelt. Sie lieben die Ruhe über alles: Wo sollen sie die heute noch finden! Sie vergreifen sich gelegentlich an menschlichem Hab und Gut: Es wird ihnen nicht gegönnt, trotz Fleisch-, Obst- und Getreidebergen. Sie haben auch schon mal einen Menschen verletzt oder umgebracht: Also weg mit ihnen. Kein Platz für Bären.

Andererseits: Die höchsten Bestände dieser faszinierenden Tiere gibt es nicht im Urwald, sondern in Osteuropa. Devisen finanzkräftiger Jäger aus dem kapitalistischen Westen und die Eitelkeit einheimischer Potentaten produzieren Bären in Hülle und Fülle, und ebenso wie den Hirschen in „gepflegten“ Revieren Westdeutschlands fehlt es ihnen an nichts.

Bär paradox — als positiver Wirtschaftsfaktor. Das allein zählt. So sichert jagdliche Perversion — wer will die Exekution dieser sensiblen Geschöpfe aus der komfortablen Schießkiste heraus am Futterplatz anders nennen! — so sichert jagd-

liche Perversion in unserer Zeit den Fortbestand der Bären.

Gelegentlich weicht einer den sozialen Spannungen in derart überbevölkerten Bärenbeständen sogar bis ins benachbarte Österreich aus. Jahrelang hielten sich einige Bären im Kärntner Gailtal, fürsorglich verteidigt und versichert(!) von einsichtigen Jägern. Und in Niederösterreich hat sich schon vor 14 Jahren einer häuslich niedergelassen. Ihm soll jetzt, wenn alles klappt, endlich eine Gefährtin zugestellt werden. Ist das die Wiederauferstehung des Bären in Mitteleuropa?

Sicher nicht. Euphorie ist fehl am Platz. Die siebte internationale Konferenz über Erforschung und Management des Bären in Plitvice, Jugoslawien, im März dieses Jahres machte die Chancen und die Grenzen für Meister Petz deutlich. Den kleinen Reliktpopulationen in den Alpen (Trentino), in den Pyrenäen und in West-Nordwegen droht der genetische Verfall. Ihr Aussterben in naher Zukunft ist absehbar.

Sorgen ganz anderer Art müssen wir uns um die osteuropäischen Bären machen. Zu bloßem Schießobjekt verkommen, drohen mit den gedankenlosen Hegemaßnahmen Konflikte wie in den nordamerikanischen Nationalparks zu entstehen. Ermutigend in vielerlei Hinsicht scheint die Situation nur in Fennoskandien zu sein. Dort erlebt der Bär seit einem Tief im ersten Drittel dieses Jahrhunderts eine bemerkenswerte Renaissance. Und dies trotz unzähliger Rentiere und Schafe, die ohne Aufsicht frei im Wald weiden, ohne Fütterei und ohne das Geld zahlungskräftiger ausländischer Jäger.

Hat der Bär in Europa also das Schlimmste hinter sich?

Vielleicht. Seine Zukunft ist schwer vorauszusagen. Wenn er überleben soll, so wird dies entscheidend von einer neuen Einstellung des Menschen zur Natur und zu ihren Geschöpfen abhängen. Da bleibt noch viel zu tun. Aber am Bären sehen wir: Es ist nicht aussichtslos.

Fossilsammler entdeckten im vorigen Jahrhundert die Überreste eines bisher unbekanntes Tieres: Die Knochen unzähliger Bären hatten sich in Höhlen jahrtausendlang erhalten. Allein in der Drachenhöhle bei Mixnitz in der Steiermark häuften sich die Skelette von 30 000 Tieren.

Höhlenbären nannte man sie nach den Fundorten ihrer Überbleibsel, aber der Name täuscht: Wahrscheinlich verbrachten sie in den Höhlen nur ihre Winterruhe. Die mächtigen Tiere von der Größe eines ausgewachsenen Grizzly ernährten sich fast ausschließlich vegetarisch. Knochenfunde belegen, daß in den ohnehin kleinen Verbreitungsgebieten auch noch zahlreiche Lokalrassen des Höhlenbären existiert haben müssen. Mit dem Beginn der nächsten Eiszeit konnte sich die genetisch erstarre Art den Klimaveränderungen nicht mehr anpassen und starb aus.

In der spirituellen Welt der damaligen Jäger muß der Höhlenbär eine besondere Rolle gespielt haben: Forscher fanden in Felsnischen und eigens eingerichteten Steinkisten Bärenschädel, durch deren Jochbögen säuberlich die Beinknochen gesteckt

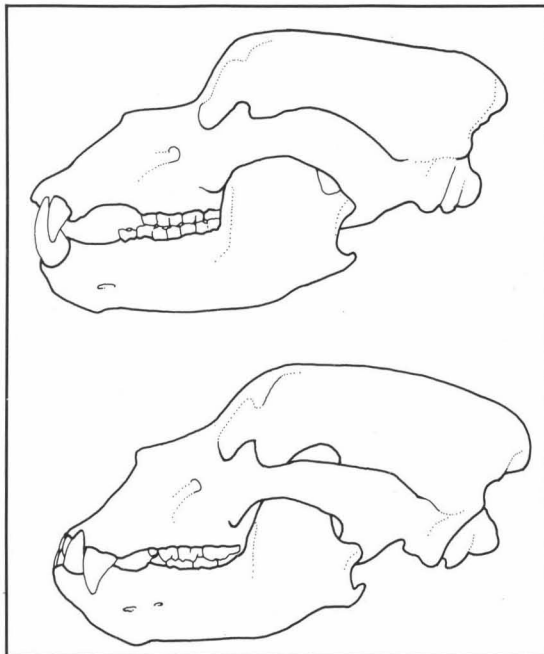


Abb. 1 Die stumpfen Backenzähne des Höhlenbären (oben) verraten den Vegetarier. Darunter zum Vergleich der Schädel des Braunbären.

worden waren. Funde in anderen Höhlen weisen darauf hin, daß die Jäger der Urzeit aufgespießte Bärenköpfe umtanzten.

Gottheit Bär

Unvergleichlich stärker als ackerbauende Stämme waren Jägervölker von der Gunst der Umstände abhängig. Geheimnisvolle Mächte schienen Kommen und Gehen der Beute, Erfolg und Mißerfolg auf der Jagd zu bestimmen. Mit kultischen Zeremonien versuchten sie, diese launischen Mächte gewogen zu stimmen. Der Höhlenbär ist seit dem Ende der Würmeiszeit vor 12 000 Jahren ausgestorben, Bärenkulte aber gibt es noch heute.

Es muß wohl die Kombination von beeindruckender Kraft und menschenähnlichen Bewegungen gewesen sein, die gerade dem Bären eine Sonderstellung einräumte und ihn zum herausragenden Kultobjekt machte. Noch heute sehen die Ureinwohner Asiens und Nordamerikas in ihm eine hohe geistige Persönlichkeit. In ihren Märchen unterscheidet nur noch die äußere Gestalt den Bären vom Menschen. Nordische Jägervölker verehrten ihn sogar als Waldgott und König der Tiere. Dieses geheimnisvolle Wesen ganz einfach zu jagen und zu verzehren muß sie in unvorstellbare Konflikte gestürzt haben. Nur besondere Zeremonien konnten sie von ihrer Schuld befreien.

Die nordamerikanischen Sioux etwa behängten sich mit Bärenfellen und tanzten und sangen vor der Jagd tagelang, um den Bärengest zu versöhnen. Viele asiatische Stämme wie die Giljaken oder die Ainu auf Hokkaido hielten zu Ehren der Beute Trauerfeiern ab, als sei ein lieber Verwandter gestorben. Die Lappen achteten sorgfältig darauf, beim Festessen die Bärenknochen nicht zu zerbrechen. Wie am lebenden Tier setzten sie das Skelett wieder zusammen und beerdigten es feierlich. Noch heute bitten die Cree im Norden Canadas den Bären um Verzeihung, bevor sie sich anschicken, ihn zu töten. Die Trommel soll das Herz des Bären wieder zum Schlagen bringen, und mit dem Rauch des Feuers beim großen Fest kehrt die Seele des Tieres wieder in den Busch zurück. Die ursprünglichen Jägerstämme waren überzeugt, daß

bei entsprechender Ehrerbietung — aber nur dann — das Tier nichts dagegen habe, getötet zu werden. Nur wer den Bären respektvoll behandelte, konnte auch in Zukunft auf Jagdglück hoffen.

Ein König dankt ab

Das Tier, die Jagdbeute, beherrschte Leben und Gedanken des Jägers durch mehrere Jahrtausende. Sobald aber durch Ackerbau und Viehzucht eine gewisse Unabhängigkeit erreicht war, begann der Mythos zu verblassen. Für die alten Römer war der Bär allenfalls noch ein Symbol der Kraft. Im Amphitheater ließen sie ihn in blutigen Massenschauspielen gegen Hunde und Gladiatoren kämpfen. Kaiser Caligula (bis 14 n. Chr.) verbrauchte auf diese Weise an einem einzigen Tag 400 Bären, Kaiser Gordianus (bis 235 n. Chr.) sogar 1000.

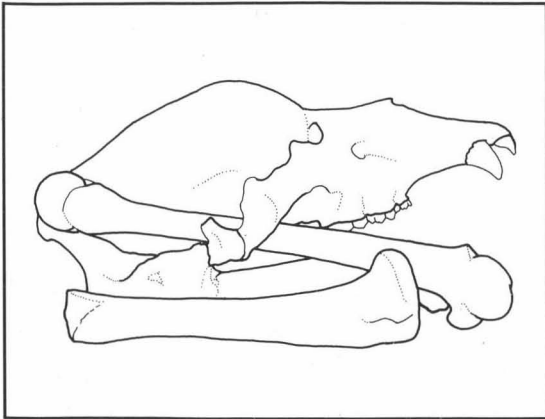


Abb. 2 So bewahrten die Jäger der Urzeit die Knochen erlegter Höhlenbären auf. Für sie war der Bär ein mächtiger Gott.

Wie die Römer, so war auch der europäische Jäger späterer Jahrhunderte weit davon entfernt, im Bären einen machtvollen Geist zu sehen. Die Jagd degenerierte zur Belustigung hoher Herren und Gott Bär verkam zur begehrten Jagdbeute. Ein umfangreiches Werk über die Aspekte des adeligen Landlebens aus dem 17. Jahrhundert charakterisiert die Jagd als „Übung des Leibes“. Es sei zu bemerken, daß sie „die Leibes-Kräfte merklich stärcket und abhärtet“, überdies diene sie der „Ge-

mütscherquickung“ und „Schwermutsvertreibung“ und — nicht zu vergessen — sie sei eine „Feindin des Müßiggangs und aller deren daraus entspringenden Laster“. Überflüssig zu sagen, daß derlei Vergnügungen dem Adel vorbehalten blieben.

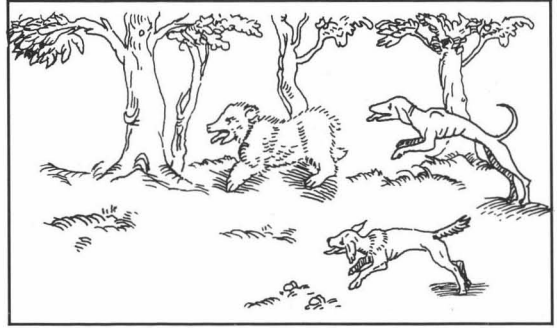


Abb. 3 Darstellungen aus dem Mittelalter verherrlichen den Bären nur noch als Jagdbeute.

Immerhin hatte diese Sicht der Dinge den Vorteil, daß Bären in besonderen Schutzgebieten gehegt wurden — wenn es auch nur zur Schießfreude des Adels geschah. Der Abruzzenbär verdankt sein Überleben der Tatsache, daß die Marsica von 1872 bis 1913 königliches Jagdgebiet war. Und polnische Bauern hatten im Mittelalter mit schwersten Strafen zu rechnen, wenn sie sich erdreisteten, einen Bären aus Notwehr zu töten.

Immer weiter drang der Mensch mit seinen Haustieren in die Wälder, in das Reich der Bären, vor. Schafe und Rinder vor ihrer Nase müssen auf sie etwa dieselbe Wirkung gehabt haben, wie das Futterhäuschen auf die Amsel. Sie schöpften aus dem Vollen und machten sich damit immer unbeliebter. Im 19. Jahrhundert brandmarkte man den Bären in Europa endgültig zum Schädling. Es hatte sich die Erkenntnis durchgesetzt, daß Raubwild jeder Art von Übel und daher zu verfolgen sei. Gesetzestexte aus dieser Zeit lauten: „Bär und Wolf und Vielfraß sollen nirgendwo geschützt sein . . .“ und: „Alle sollen den Bären jagen, denn er ist in der Überzahl.“ Raubwildverfolgung wurde zur obersten Pflicht erhoben. Kopfgelder böten zusätzlichen Anreiz. Auch heute noch sind Schafzüchter nicht gut auf ihn zu sprechen. Was ist eigentlich dran am schlechten Ruf des Bären?

Vegetarier mit Ausrutschern

Der Speiseplan der Bären enthält so ziemlich alles, was irgendwie fressbar ist, angefangen bei Grünzeug (bevorzugt jung und knackig), Wurzeln, Beeren, Früchten, Harz aus der Bastsschicht von Bäumen über Bienen samt Brut und Honig (die restliche Insektenwelt ohnehin eingeschlossen) bis hin zu Vogelgelegen, Fischen, Mäusen, Fröschen und Aas — selbst noch im vergammelstem Zustand.

Auch größere Tiere sind willkommen, soweit sie sich eben erwischen lassen. Aber selbst wenn Fleisch im Überfluß geboten ist, verzichtet der Bär nicht auf die vegetarische Beilage: Bärenkot in der Nähe eines Schafkadavers enthielt immer noch zu drei Viertel pflanzliche Substanz.

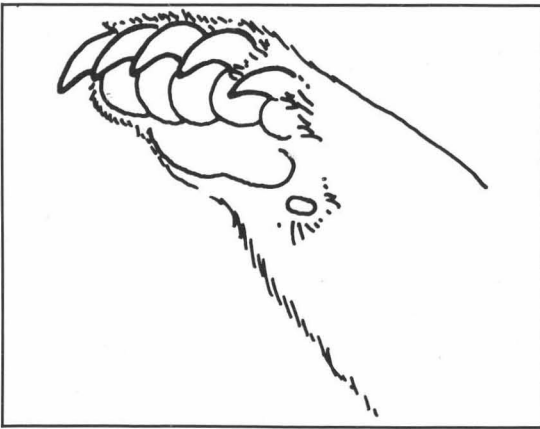


Abb. 4 Ein vielseitiges Werkzeug, aber auch eine gefährliche Waffe.

Fleischnahrung ist besonders im ersten Frühjahr wichtig, bevor Vegetarisches in genügender Menge auf dem Markt ist, und dann wieder im Herbst als Ersatz für eine schlechte Beerenernte.

In Nordamerika etwa fallen geschwächte Wapitis im Frühjahr reihenweise den ausgehungerten Grizzlies zum Opfer. Forscher beobachteten, wie zwei halbwüchsige Bären eine kleine Wapitiherde in Hundemanier 20 Minuten lang herumhetzten, bis eines der erschöpften Jungtiere aufgab. Gesunde, erwachsene Hirsche aber enden nur ausnahmsweise als Bärenfutter.

Braunbären in Alaska fischen Lachse mit den verschiedensten Jagdtechniken: Sie treiben die Fische in seichtes Wasser, stürzen sich von erhöhten Beobachtungsposten auf sie, nageln sie mit den Tatzen am Untergrund fest und schnappen im Tauchgang nach ihnen.

Jugoslawische Bären folgen den Spuren von Rehgeißen, bis sie beim Kitz landen, oder sie suchen einfach erfolgversprechende Stellen systematisch nach Kitzen ab.

Ein Bär verläßt seine Beute nicht ohne sie zu verstecken: Er kratzt Pflanzenstreu zusammen und begräbt den Kadaver darunter. Erwiesenermaßen ist der getarnte Fleischvorrat nicht nur vor Beutefeinden besser geschützt, er verwest auch langsamer.

Bären sind lernfähige Tiere. Hat sich eine Futterquelle einmal als ergiebig erwiesen, dann suchen sie sie immer wieder auf, seien es nun Lachsflüsse, Beerenfelder — oder eben Schafpferche, Bienenkörbe und Obstgärten. Die Vorwürfe der Landbevölkerung sind nicht aus der Luft gegriffen... In der Nähe von Ansiedlungen ist menschliches Eigentum noch relativ bärensicher. Bienenstöcke im Wald aber konnten in Österreich nur mit Ablenkfütterungen oder Elektrozäunen geschützt werden.

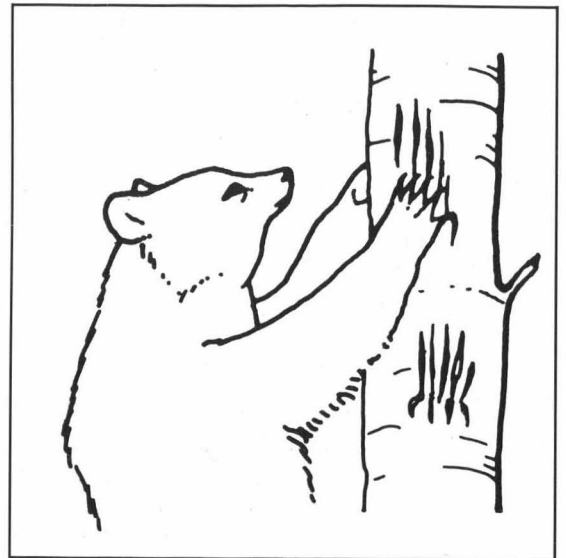


Abb. 5 Bäume im Bärengebiet haben nichts zu lachen.

Bärenkindheit

Jungbären bekommen das Grundhandwerk der Nahrungssuche schon bei der Geburt mit. Sie „wissen“, wie man Baumstümpfe entrindet, Steine umdreht und Wurzeln ausgräbt, lange bevor sie mit der Ausbeute ihrer Bemühungen etwas anfangen können. Mitten im Winter, im Dezember/Januar,



Abb. 6 Ein neugeborener Bär ist nicht größer als eine Ratte

kommen sie zur Welt als personifizierte Nesthocker: Blind, hilflos und kaum größer als eine Ratte. Irgendwann im vergangenen Jahr zwischen April und Juni wurde das Weibchen begattet. Eine lange Phase der Keimruhe sorgt dafür, daß die Bärinnen trotz der ausgedehnten Paarungsperiode etwa zur selben Zeit werfen.

Ein altes indianisches Sprichwort sagt: „Wenn ein Blatt fällt, hat der Adler es fallen gesehen, der Koyote es fallen gehört — und der Bär es fallen gerochen.“ Schon die unbeholfenen Jungen leben in einer Geruchswelt. Vor allen anderen Sinnen bestimmt der Geruchssinn ihr späteres Leben. Bereits mit vier Monaten klettern die Jungbären souverän im Geäst herum — kein Spiel sondern eine lebensnotwendige Fertigkeit. Der leiseste Warnlaut der Bärin jagt sie sofort in den nächsten Baum. Alleingelassen können unbedeutende Kleinigkeiten sie in die Flucht jagen, mit dem Bollwerk der Mut-

ter im Rücken sind sie stark und mutig. Aus gutem Grund: Eine führende Bärin ist für Artgenossen wie für Menschen ein furchtbarer Gegner. Wäre sie es nicht, dann wäre die Art vielleicht schon an ihrem eigenen Kannibalismus zugrunde gegangen: Ein Viertel der Jungtiere erlebt den dritten Lebenswinter nicht, und bis zu 50 Prozent dieser Verluste sind Artgenossen anzulasten.

Den zweiten Winter verschlafen junge Bären noch mit ihrer Mutter, aber schon im dritten können sie auf sich selbst gestellt sein: Verpaart sich die Bärin neu, dann müssen die Jungen ihre eigenen Wege gehen. Wenn sie Glück haben, wartet schon eine Adoptivtante auf sie, die ihre eigenen Jungen verloren hat. Gelegentlich versuchen solche kinderlosen Weibchen sogar, der Nachbarin die Jungen abzuwerben.

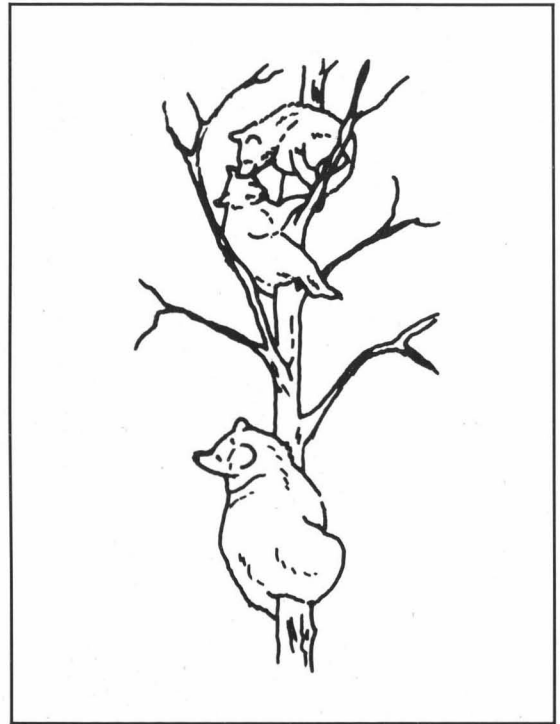


Abb. 7 Ein Warnlaut der Bärin und die Jungen verschwinden im nächsten Baum.

Gefahren von ihresgleichen drohen den Jungtieren vor allem dort, wo sich Bären an Müllkippen, Lachsflüssen oder Beerenfeldern in Scharen

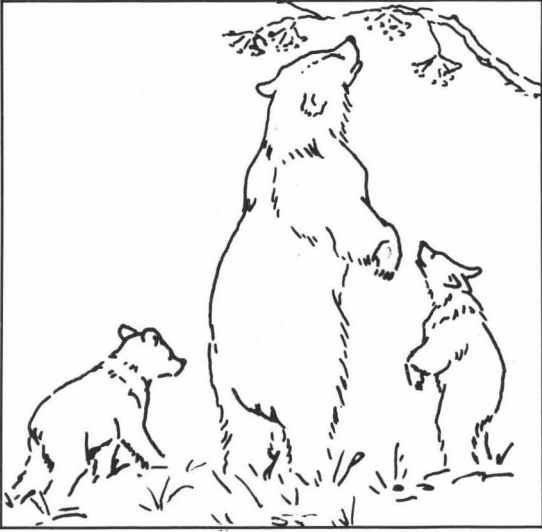


Abb. 8 Führende Bärinnen sind mit äußerster Vorsicht zu genießen.

versammeln. Führende Bärinnen stehen hier zu Recht im Ruf furchterregender Kampfeskraft. Nur sie wagen es, den aggressiven, alten Männchen — das sind die ranghöchsten Bären — die Stirn zu bieten. Halbwüchsige Bären wiederum sind in der Freßgemeinschaft für ihre Harmlosigkeit bekannt. Sie schlagen um höhergestellte Artgenossen einen großen Bogen und müssen sich mit der schlechteren Nahrung in der Peripherie begnügen.

Die Gesellschaft der Einzelgänger

Der Verhaltensforscher wird bei solchen Bärentreffs vergeblich nach differenziertem Imponierverhalten und Unterwerfungsgesten suchen. Zu ausgeprägtem Mienenspiel sind die Einzelgänger nicht fähig. Sie brauchen es auch nicht: Nur wer mit seinesgleichen dauernd auf engem Raum auskommen muß, lernt es, seine Gemütsbewegungen zur Schau zu stellen. Der Braunbär bedient sich der Ausdruckssignale, die auch auf größere Entfernung noch eindeutig seine Stimmung verraten: Körperhaltungen, Bewegungen und Laute. Man rauft sich halt zusammen — oft genug im wahren Sinne des Wortes.

Kampfhandlungen unter Braunbären spielen sich stets vor einer eindrucksvollen Geräuschkulisse ab.

Je näher sich die beiden Kontrahenten kommen, desto lauter und drohender klingt ihr Knurren. Viele Attacken entpuppen sich indessen als Bluff: Nach drei bis vier imposanten Sätzen geht der Angreifer zur Tagesordnung über. Andere Kämpfer wiederum sind sich ihrer furchteinflößenden Wirkung nicht recht sicher. In eigenartig übertriebenen, schaukelnden Sätzen hopsen sie auf den Gegner zu. Ist ein Kampf aber ernst gemeint, dann entfaltet er sich in seiner ganzen Brutalität, mit Tatzenhieben auf Brust und Schultern und Bissen in Hals und Kopf des Gegners.

Trotz aller Aggression, die Bären bisweilen gegeneinander entfalten: Territorial sind sie nicht. Ihr Ziel ist nicht, ihresgleichen aus einem bestimmten Gebiet fernzuhalten. Sie verteidigen nur ihre Jungen oder, je nach Stimmung, ihre persönliche Ellbogenfreiheit.

Braunbären sind durch ihr Nahrungsspektrum gezwungen, dem Zyklus der Vegetation hinterherzulaufen, zur rechten Zeit am rechten Ort zu sein. Je nach Lage ihrer Futterquellen müssen sie dabei oft lange Strecken ohne Fraß überwinden. Dementsprechend riesig fallen die Wohngebiete bisweilen aus. Erwachsene Männchen in Schweden durchstreiften bis zu 400 km², Jährlinge um 100 km².

Schläfrige Zeiten

Schlechtwettereinbrüche signalisieren dem Bären, daß es nun an der Zeit ist, sich ins Winterlager zurückzuziehen. Zuvor aber hat er sich einen Speckvorrat bis zu einem Drittel seines Körpergewichtes angefressen, um die lange Fastenzeit von vier bis fünf Monaten zu überstehen. Im zerklüfteten, unzugänglichen Gelände, in den Alpen bis zu 2300 m Höhe, ist er während der Winterruhe vor Störungen halbwegs sicher.

Unter dem Winterlager eines Bären darf man sich nichts Gewölbeartiges vorstellen. Bereits ein Hohlraum von ein mal eineinhalb Meter, mit einer dicken Matratze aus Pflanzenmaterial isoliert, genügt für einen Einzelschläfer. Wichtig ist vor allem, daß das Lager vor Zugluft, Nässe und extremer Kälte geschützt ist. Winterlager an Steil-

hängen haben den großen Vorteil, daß sie die Wärme besser halten und zudem im Frühjahr nicht voll Schmelzwasser laufen. Schwedische Bären nutzen oft die Isolierwirkung alter Ameisennester und graben ihr Lager dort hinein.

Von Dezember bis April ist der durchschnittliche, mitteleuropäische Bär nun von der Bildfläche verschwunden. Winterschlafende Braunbären (untersucht am nordamerikanischen Grizzly) machen einige interessante physiologische Anpassungen durch: Die Körpertemperatur sinkt um fünf Grad, die Herzschlagfrequenz reduziert sich auf 44 Prozent, bei älteren Bären sogar auf 25 Prozent der Ausgangswerte. Im Winterschlaf kommt ein Bär daher mit halb soviel Sauerstoff aus wie im Wachzustand. Da die Tiere in ihrer Winterpause nicht urinieren (und koten), bleibt der Wassergehalt des Blutes konstant. Geringe Wasserverluste wer-

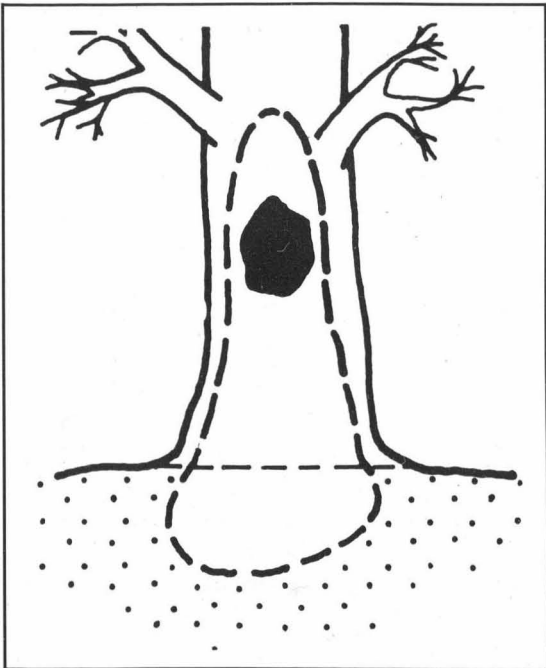


Abb. 9 Hohle Bäume...

den über den Abbau von Depotfett ausgeglichen. Ein raffiniertes Stickstoff-Recycling verhindert, daß der Harnstoff im Blut zu gefährlichen Konzentrationen ansteigt und den Bären im Schlaf vergiftet.

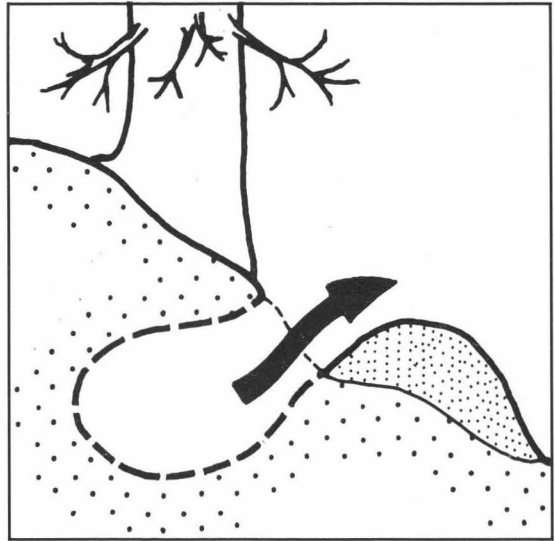


Abb. 10 ...oder Wurzelgeflecht, ein idealer Platz für das Winterlager.

Da ein winterschlafender Bär keinen einzigen Krümel frisst, wird es auch manchen Parasiten ungemütlich, von denen Bären befallen sein können. Eingeweide-Untermieter, die auf beständige Nahrungszufuhr angewiesen sind, verlassen alljährlich vor dem Winterschlaf die ungastlichen Gedärme.

Kaum ein Bär war im 19. Jahrhundert noch in seinem Winterlager sicher. So mancher fiel Verfolgungswahn und perversen Jagdvorstellungen zum Opfer. Mit Feuer und Knüppeln trieb man bis in unser Jahrhundert hinein die Bären aus ihren Lagern in den Kugelhagel wartender Schützen. Bis zu 1500 Treiber durchkämmten in Schweden die Urwälder in einer Breite von 65 Kilometern. Mit Schlageisen, Gift und Hunden, mit allen Mitteln drückte man den europäischen Bären in beängstigendem Tempo die Luft ab.

Ein „Schädling“ wird rehabilitiert

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren von den einst riesigen Beständen nur noch kleine Fragmente übrig, und in Österreich, Deutschland und der Schweiz war das Kapitel Bär Geschichte.

Nun, da die Raubzeugbekämpfung ihrem ruhmreichen Ende entgegen sah, meldeten sich auf ein-

mal doch Bedenken. Erste Schutzmaßnahmen verboten die Jagd während der Wintermonate und langsam setzte sich in fast allen europäischen Ländern die ganzjährige Schonzeit durch. Unter Bären

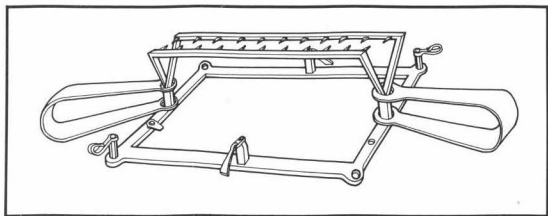


Abb. 11 Falle, Gift und Kugel drängten den Bären immer mehr zurück.

renüberfällen leidende Bauern wurden für ihre Verluste entschädigt. Diese Regelung wird inzwischen in fast allen Ländern praktiziert.

Die Bären schienen derlei Good-Will-Aktionen zu würdigen und vermehrten sich planmäßig: In den Karpaten sollen heute wieder 7000 Bären leben und in einigen Bereichen des benachbarten Jugoslawien erreichen sie mit 0,62 Tieren auf 100 ha die höchste Dichte in Europa. Osteuropäische Bärenbestände haben für ihre Zukunft nichts mehr zu befürchten, denn handfeste wirtschaftliche Überlegungen sprechen für ihre Erhaltung: In- und ausländische Jäger lassen sich das Image des großen Bärenjägers etwas kosten. Von der sicheren Kanzel am Luderplatz aus schießen sie alljährlich um die zehn Prozent der herangefütterten Tiere. Selbst Angriffe führender Bärinnen auf Menschen, wie sie in Jugoslawien jedes Jahr vorkommen, stellten die Existenzberechtigung dieses „Exportgutes Nummer eins“ nie in Frage.

Die Bärenbestände der skandinavischen Länder mit 1100 bis 1200 Tieren sehen ebenfalls besseren Zeiten entgegen. Langsam erobern sie ihre ehemaligen Verbreitungsgebiete zurück, in Finnland vom Osten und in Schweden vom Norden her. Von Mittelschweden aus dringt der Bär beständig nach Süden vor.

Die skandinavischen Populationen stehen untereinander und mit dem sowjetischen Bestand in Verbindung. Genetische Verarmung ist also nicht zu befürchten, abgesehen von einigen Kleinstpopula-

tionen in West-Norwegen, deren Kontakt zu anderen Bärenvorkommen fraglich ist. Rentier- und Schafzüchter allerdings wären den Bären lieber heute als morgen los. Norwegen läßt sich die Entspannung in der politischen Bärenszene und den Schutz der Bären etwas kosten: Auf Antrag erlegen von der Regierung aufgestellte Jäger-Teams einzelne Schadbären. Von 1978 bis 1982 fielen nur acht Bären diesen diplomatischen Bemühungen zu Opfer. Dem Schutz der Art können solche Blitzableiteraktionen nur nützen.

In Schweden trägt man den unterschiedlichen Bärenrichten dadurch Rechnung, daß die Anzahl freigegebener Bären auf die Gegebenheiten jedes Bezirks abgestimmt wird. Ist der Abschuß erfüllt, dann ist die Jagdzeit in diesem Gebiet für dieses Jahr zu Ende.

Kein Platz für Bären?

In anderen Gebieten Mitteleuropas steht es um den Bären weitaus schlechter. Probleme, unter denen alle europäischen Bärenbestände zu leiden haben, wirken sich bei kleinen Populationen besonders fatal aus: Eine einseitige nutzungsorientierte Forstwirtschaft räumt Totholz und Unterwuchs aus den Wäldern — und zerstört damit Deckung und Nahrungsgrundlage des Bären. Wenige gewilderte Exemplare können für kleine Restpopulationen den Untergang bedeuten. 40 Prozent der Verluste an Abruzzenbären seit 1970 sind Wilderern anzulasten. Schutzgebiete und Nationalparks sind zu klein für den gewaltigen Raumbedarf des Bären. Außerhalb der Reservate aber sind sie erhöhten Gefahren ausgesetzt. Forststraßen mit Erholungsuchenden im Gefolge bringen Lärm und Unruhe auch noch in die hintersten Winkel.

Als Folge ständiger Beunruhigung werden die Bären immer scheuer. Erst in den letzten Jahren entdeckten norwegische Wissenschaftler, daß sich 17 Populationen des Braunbären in heimlichster Lebensweise über die Jahre der Verfolgung getretet hatten. Und die Bären des Brenta-Gebietes in Norditalien waren so scheu geworden, daß Einheimische die Sache mit dem Bären für Jägerlatein hielten. Erstaunlich genug, daß es dem Schweizer

Hans Roth dennoch gelang, das Leben dieser letzten Alpenbären zu ergründen. Kotfunde, Fährten und Befragungen der ansässigen Bevölkerung waren zunächst seine einzigen Informationsquellen. Er errechnete, daß ein Jäger oder Hirte im Gebiet der Brenta in 30—50 Jahren statistisch betrachtet ein einziges Mal einem Bären begegnet. Es gelang ihm, zwei der mißtrauischen Tiere mit Sendern zu markieren und so mehr über ihre Lebensweise zu erfahren: Jedes Element ihres Verhaltens ist von dem Bemühen geprägt, dem Menschen aus dem Weg zu gehen. Die Tiere verbringen jeden Tag in anderen Einständen, verlassen kaum jemals den Wald, machen sich nur nachts auf die Nahrungssuche, kurz sie meiden den Menschen, wo immer sie können. 15—18 Bären leben heute noch in der Brenta.



Abb. 12

Auch für die Bären der Abruzzen (70—100 Tiere), der Pyrenäen (maximal 20 Tiere) und des Kantabrischen Gebirges in Spanien (70—100 Tiere) gilt, daß sie sich in jahrhundertelanger Konfrontation mit dem Menschen in ein Schattendasein geflüchtet haben.

In Österreich denkt man seit einiger Zeit darüber nach, das Rad der Geschichte zurückzudrehen:

Seit 13 Jahren hat der Bezirk Lilienfeld in Niederösterreich „seinen“ Bären. WWF und Jagdverbände beraten nun, ob es an der Zeit sei, dem Einzelgänger eine Gefährtin zu spendieren und damit

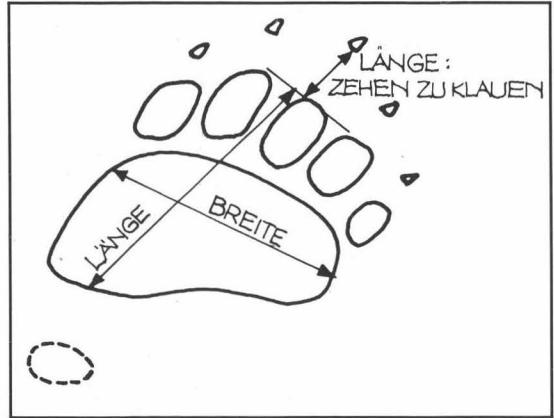


Abb. 13 Erfahrene Biologen können aus den Maßen der Fährte das Alter des Bären bestimmen.

den Grundstein für einen österreichischen Bestand zu legen. Möglicherweise machen die Tiere diese Frage ohnehin unter sich aus, denn immer wieder zwingt die hohe Dichte in Kocevje in Jugoslawien einzelne Tiere dazu, über die grüne Grenze in den Karawanken abzuwandern.

Warum eigentlich macht man soviel Wesens um den Bären? Warum geht man gerade an das Thema Bär nicht mit der sachlich-kühlen Frage heran, die sonst unsere Entscheidungen zu bestimmen pflegt: Was für einen Nutzen haben wir davon?

Die Bauern der Abruzzen sind stolz, ihn zum Nachbarn zu haben, Bewohner des Trentino befürworten seinen Schutz, Menschen in Norwegen stehen auf seiner Seite. Irgendwo in uns muß ein winziger Rest des Mythos Bär die dünnen Zeiten des Nutzen-Schaden-Denkens überstanden haben. Es wird sich zeigen, ob dieser Rest für die Erhaltung des Bären reicht . . .

Bärenperspektiven

Stehen dem Braunbären gute oder schlechte Zeiten bevor? Eines ist jetzt schon deutlich absehbar: Sein Schicksal hängt direkt von der Haltung der Menschen ab. Der Bär ist zu groß, zu anspruchs-

voll, zu problematisch, als daß er sich unbemerkt in unserem Kielwasser tummeln könnte wie Rotfuchs oder Rabenkrähe. Wenn wir ihn wollen, dann muß sich dies in wirkungsvollen Schutzprogrammen niederschlagen; wollen wir ihn nicht, oder stehen wir ihm indifferent und unentschlossen gegenüber, dann schrumpft das Verbreitungsgebiet weiter, und die kostbaren isolierten Populationen am Apennin, in den Alpen und den Pyrenäen sterben aus.



Abb. 14 In Westeuropa wurde der Bär bis auf winzige Reste verdrängt.

Hier sind uns die Amerikaner wieder einmal voraus: Ein Team von Fachleuten erarbeitet derzeit einen „Grizzly Bear Recovery Plan“, einen Aktionsplan zur Rettung des Grizzlys. Und dies, obwohl der Grizzly ungleich aggressiver ist als unser Braunbär, durch ihn auch Menschen zu Tode kommen und natürlich die Viehzüchter gegen jede Form von Grizzlyschutz sind. Rechtsgrundlage dieses Aktionsplanes ist der sogenannte „Endangered Species Act“ von 1973, nach dem für jede gefährdete Art Maßnahmen ausgearbeitet und ergriffen werden müssen, um Tier und Lebensgrundlage zu

sichern. Vergleichbare politische Willenserklärungen fehlen in praktisch allen europäischen Ländern.

Zuckerbrot und Peitsche

Sind die Bestände einmal gesichert, so kann auf die Jagd nicht verzichtet werden, wenn Bär und Mensch konfliktarm zusammenleben sollen. Der Bär muß scheu bleiben. Studien an den restlichen Alpenbären zeigen, daß er über die Jahrtausende der Verfolgung gelernt hat, den Menschen zu meiden wie der Teufel das Weihwasser. Brentabären verlassen den dicht-schützenden Niederwald bestenfalls im Dunkel der Nacht, gerade weit genug, um an die erste Reihe von Obstbäumen zu gelangen. Die Obstgärten in Val di Sole und die Müllkippe von Spormaggiore — in den Augen der Bären eine Attraktion — bleiben unberührt, für nordamerikanische Bärenforscher ein unverständliches Phänomen. Diese Scheu muß wohl dosiert aufrechterhalten bleiben und das geht nicht ohne den Tod der allzudreisten Individuen (natürlich dürfen die Abgänge die Population nicht gefährden, wie dies in der Brenta der Fall ist).

Haben bestimmte Verhaltensweisen böse Folgen, lernt ein Tier die Strafe zu vermeiden. Verfolgung und Abschuß sind solche Strafen. Der Bär begreift schnell, schneller als viele andere Säugetiere. Sogenannte negative Konditionierung veranlaßt ihn, unbekümmertes Verhalten im Umgang mit dem Menschen abzulegen. Er lernt die Angst. Ohne sie treten bald Gewöhnungsprozesse mit bedenklichen Folgen auf. Bären können sich so sehr an den Menschen gewöhnen, daß sie vor Zuschauern die Müllkippen besuchen, wenn man es ihnen erlaubt. Ein Zusammenleben mit Bären ohne strikte räumliche Trennung geht nur dann gut, wenn der Bär ausreichend Angst vor menschlichen Siedlungen und vor allem vor Menschen hat. Er darf aber nicht so verängstigt sein, daß mäßig besuchte Wälder schon völlig als Lebensraum für ihn ausscheiden. Wir kennen Probleme in beiden Richtungen.

In manchen Ländern sichert die Jagd den Fortbestand des Bären, zumal dann, wenn sie devisenbringend ausgerichtet wird. Der Bär spielt dort dieselbe Rolle wie in anderen Ländern der Rot-

hirsch. In einigen Revieren betreibt man heute intensivste Bärenhege. An Luderplätzen werden die Tiere mit Mais, Kuh- und Pferdekadavern gefüttert, bis zu 14 kg je Bär und Tag. Für ein Hegegebiet mit 12 Fütterungen wird von 0,62 Bären pro km² berichtet. Das sind 150 Bären auf einer Fläche in der Größe des Nationalparks Berchtesgaden. Es soll hier nicht die Rede sein von der fragwürdigen Art zu jagen, wenn sich die Politiker und Funktionäre in gegenseitiger Konkurrenz Rekordbären heranmästen lassen und auch nicht von jenem Jagdtourismus, der es dem Devisenbringer aus dem sicheren Häuschen heraus ermöglicht, den an den Luderplatz gewöhnten Bären totzuschießen. Hier sollen vielmehr die Folgen überlegt werden. Was Amerikaner und Kanadier in mühevoller Arbeit weitgehend geschafft haben, nämlich diese aus Unverstand und Schaugründen eingerichteten Bärenfütterplätze in den Nationalparks wieder aufzulösen und die Bären wieder auf die Suche nach ihrer natürlichen Nahrung ins Hinterland zu schicken, das wird hier umgekehrt. Alle Erfahrungen zeigen, daß dies nicht ohne Konflikte geht. Bären gewöhnen sich an die Fütterung und sie gewöhnen sich an den Heger im Häuschen, der nachts

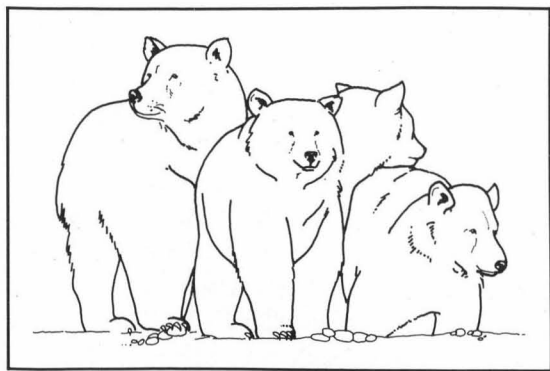


Abb. 15 Bären an Müllkippen waren in amerikanischen Nationalparks einmal die große Attraktion... bis sie dem Menschen gefährlich wurden.

Bärenköpfe zählt. Sie lernen ihn als ungefährlich kennen. Neuerdings werden sogar Fotosafaris in diese überdichten Bärengebiete organisiert. In den letzten Jahren gab es mehrere Unfälle mit Bären in Jugoslawien, bei denen Menschen zu Schaden kamen. Der Zusammenhang ist naheliegend.

Größte Sorge gilt den kleinen und isolierten Populationen, den letzten Resten ehemaliger Verbreitung. Ihre Zukunftschancen sehen rabenschwarz aus. Für die kleinsten unter ihnen, die Vorkommen in den Pyrenäen und der Brenta mit jeweils weniger als 20 Bären, ist die Wahrscheinlichkeit des Aussterbens weitaus größer als die des Fortbestehens. Zufällige Ereignisse treffen nämlich Kleinpopulationen bis ins Mark, während sie von größeren leichter gepuffert werden können. So sind drei gewilderte Bären etwa 20 Prozent der Population im Trentino. Wenn es dazu noch Muttertiere sind, deren Tod auch den der Jungen nach sich zieht, ist es wahrscheinlich ein fataler Schlag für die Population.

Bären-Genetisches

Auch die Genetik kleiner Populationen hat ihre Eigenheiten. Bei abnehmender Populationsgröße kommt es zu übermäßigen Verlusten an Genen. Das liegt an den Gesetzmäßigkeiten der Populationsgenetik und ist dem Laien nicht gleich einleuchtend. Bleiben Populationen klein, so verlieren sie viel von ihrer genetischen Vielfalt. Was dies nun für Folgen hat, ist Streitsache unter den Gelehrten. Man kann nur hoffen, daß die Auswirkungen so schlimm nicht sind, wie es gegenwärtige Theorien andeuten. Aus diesen Gründen versuchen Wildbiologen aus den Erkenntnissen der Feldstudien mit viel Computeraufwand und ökologischem Sachverstand etwas zu definieren, was sie als „minimale überlebensfähige Population“ bezeichnen. Darunter versteht man beispielsweise eine Bärenpopulation, die unter den voraussehbaren Umweltbedingungen die nächsten 100 Jahre überlebt. Akut war diese Frage bei den isolierten Grizzlies im Yellowstone Nationalpark, USA.

Die Quintessenz aller Berechnungen ist ein Mindestbestand von 125 Bären. Wird die Population kleiner, so ist die Wahrscheinlichkeit gering, daß sie die nächsten 100 Jahre übersteht.

Noch etwas wird dabei deutlich: die Größe des erforderlichen Gebietes als Lebensraum. Bären leben in einer der Ergiebigkeit der Landschaft ent-

sprechenden Dichte. Im Yellowstone Nationalpark mit Kiefern und Fichtenwäldern, armen Standorten, ist diese Dichte nicht sehr groß. 125 Bären brauchen daher ein Gebiet über die Parkgrenzen hinaus.

Wie groß dieses Gebiet insgesamt sein soll, wird durch die Abgänge, meist Abschlüsse aus den verschiedensten Gründen, außerhalb des Parks deutlich. Der Park allein ist zu klein, um die Zukunft der Bären zu sichern. Und das bei einer Größe von rund 1 000 000 ha oder 10 000 km², einem Quadrat mit der Seitenlänge Garmisch—München! Nun sind europäische Bärengebiete produktiver, die Dichte kann höher sein. Die vorangestellten Überlegungen rauben aber jede Illusion, Bären auf kleiner Fläche sinnvoll erhalten zu können.

Die wichtigste Erkenntnis zur Sicherung der Kleinpopulationen ist deshalb: Erhöhung der Individuenzahl und Ausdehnung des Verbreitungsgebietes. — In den Abruzzen könnte dies gelingen. Wenn die illegalen Abgänge eingeschränkt werden, könnte das Bärenareal manchen Gebirgszug außerhalb des Nationalparks der Abruzzen umfassen. Für uns ist es lehrreich zu erfahren, daß Bären selbst im dichtbesiedelten Italien reelle Überlebenschancen haben, eine Stunde von Rom, in einer Region mit 40 000 Schafen, unzähligen Touristen und unter dem italienischen Jagdsystem. Am kostbarsten erscheinen die Bären der Brenta im Trentino.

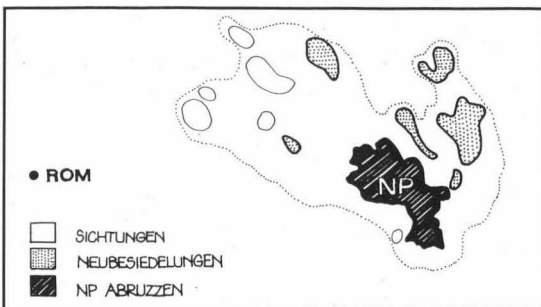


Abb. 16 Der Abruzzen-Nationalpark schützt nur einen kleinen Teil des Bärengebietes.

Mit ihnen würden die letzten Alpenbären auf ewige Zeiten dahingehen. Es ist ein dringendes Gebot, auch dort die Verluste einzuschränken und Ausbreitung der Bären zu tolerieren. Auch in den

benachbarten Bergen in Südtirol müßte der Bär wieder gelitten werden. Lobenswert erwähnt sei der gesetzliche Schutz des Bären im Trentino und so mancher Verzicht auf Straßenbau durch Gemeinden in kritischen Bäreneinständen.

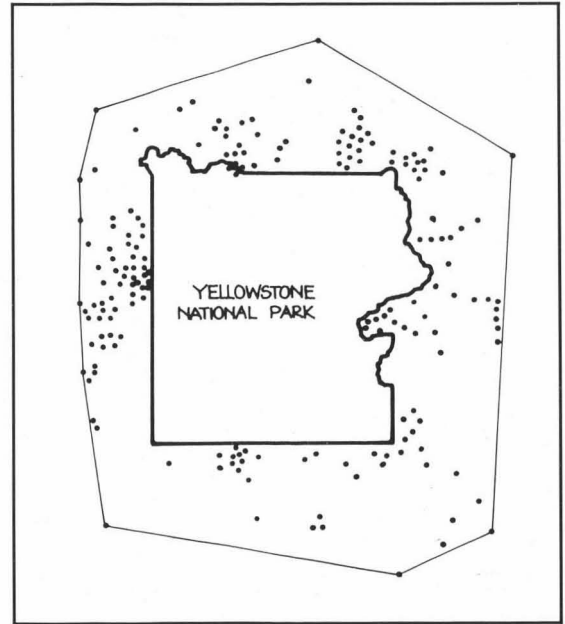


Abb. 17 Selbst der riesige Yellowstone-Park ist für Bären zu klein. Zahlreiche Abschüsse jenseits der schützenden Parkgrenzen beweisen es.

In Österreich stellt sich die Frage, was von den aus Jugoslawien zuwandernden Einzelbären zu halten ist. Grundsätzlich ist ein sich selbst tragender Bärenbestand in einigen Gebirgszügen denkbar. Dann gäbe es sicher auch Schäden an Weidetieren, die durch richtige Maßnahmen gering gehalten werden können. Schäden tolerieren wir in gewissem Umfang auch bei anderen Arten, zum Beispiel beim Rotwild. Natürlich gäbe es anfänglich Unbehagen in der Bevölkerung. Aber in den österreichischen Alpen würde man sich an die Bären gewöhnen wie in der Brenta oder in den Abruzzen. Aus der Mala Fatra, einem Gebirgszug der CSSR, lernen wir, daß sogar hohe touristische Nutzung Bären nicht ausschließen muß. Dort kommt es in manchen Jahreszeiten zu durchschnittlich einer Bärenbeobachtung pro Tag durch Touristen. Ein Szenario für die Zukunft wäre ein lockerer Bestand

in gut geeigneten Bergen in Österreich, Slowenien, Norditalien einschließlich Südtirol, der Schweiz und in Frankreich. Die österreichischen Bären und die in Norditalien könnten gelegentlich Kontakt mit jenen im Bärenschwerpunkt südlich von Ljubljana haben. Die Wanderungen gibt es heute schon und es gäbe sie öfter, wenn das jugoslawische Bärengebiet nicht durch Abschnitte so rigoros begrenzt wäre.

Eines ist sicher: der Lebensraum ist nach wie vor geeignet. Es ist nur eine Frage, ob wir den Bären haben wollen. Heute mag der Gedanke an eine

Bärenverbreitung in den Alpen manchen befremden. Sicher, es müßte noch viel umgedacht werden. Aber sehen wir nicht deutliche Zeichen hierfür: die Sympathien für den Einzelgänger in Niederösterreich, die Versuche gewichtiger Verbände, ihm eine Bärin näherzubringen, die schützende Hand der Jägerschaft über die einwandernden Bären in Kärnten? Der Mensch ist zu vielem fähig, auch in der Wiedergutmachung. Es gab Zeiten, da war der Steinadler fast verschwunden, bis an den Rand der Ausrottung verfolgt. Seine Rückkehr hätte damals kaum jemand für möglich gehalten.

Anschrift der Verfasser:

Veronika Strauß
Wolfgang Schröder
Ulrich Wotschikowsky
Wildbiologische Gesellschaft München e. V.
Postfach 170
D-8103 Oberammergau

Das farbige Bild auf dem Einband stellte freundlicherweise Stefan Meyers zur Verfügung.

Zu den Abbildungen:

- | | | | |
|-------------------|---|---------|---|
| Abb. 1, 2, 11, 15 | von Regina Zimmermann | Abb. 12 | von Regina Zimmermann nach einer Zeichnung von Steve Mark. |
| Abb. 3 | nach einer Jagdszene aus dem 16. Jahrhundert | Abb. 13 | von Regina Zimmermann nach HERRERO |
| Abb. 4, 5, 6 | von Regina Zimmermann nach FAUNA | Abb. 16 | von Regina Zimmermann nach ROTH, H. |
| Abb. 7, 8 | nach GRZIMEKS TIERLEBEN | Abb. 17 | von Regina Zimmermann nach CRAIGHEAD, J. (1979): A proposed delineation of critical Grizzly Bear habitat in the Yellowstone Region. Bear Biology Association Monographs Series No. 1. |
| Abb. 9, 10 | von Regina Zimmermann nach RÖSLER, R. (1984): Beitrag zur Kenntnis des Braunbären der rumänischen Karpaten. In: Nat.-wiss. Forschung über Siebenbürgen II. Böhlau Verlag, Köln. | | |

Literaturverzeichnis:

- Herrero, S. (1985): Bear attacks. Winchester Press, New York.
- Martinka, C. J. und K. L. McArthur, eds. (1980): Bears — their biology and management (fourth International Conference on Bear Research and Management 1977). Bear Association Conference Series No. 3.
- Pelton, M. R., J. W. Lentfer und G. E. Folk, eds. (1976): Bears — their biology and management (third International Conference on Bear Research and Management 1974). IUCN Publication New Series No. 40, Morges.
- Roth, H.-U. (1978): Zur Verbreitungsdynamik der letzten autochthonen Braunbären (*Ursus arctos*) der Alpen, Trentino, Italien. Dissertation, Universität Bern.
- Sälzle, K. (1965): Tier und Mensch — Gottheit und Dämon. BLV, München.



Bild 1 Der Bär als Herr der Wälder: So sahen ihn die Jäger der Urzeit.
(Foto: W. Scherzinger)



Bild 2 Darstellungen aus späterer Zeit verherrlichen den Bären nur noch als begehrte Jagdbeute.



Bild 3 Die Bärenjagd mit Treibern und Hunden degradierte zum Freizeitspaß des Adels.



Bild 4 Noch heute begegnet man in einigen Ländern dem legendären Tanzbären.
(Foto: I. Reiter)



Bild 5 In den bewaldeten Bergen der Abruzzen haben bis heute 70–100 Bären überlebt.
(Foto: K. Zeimentz)

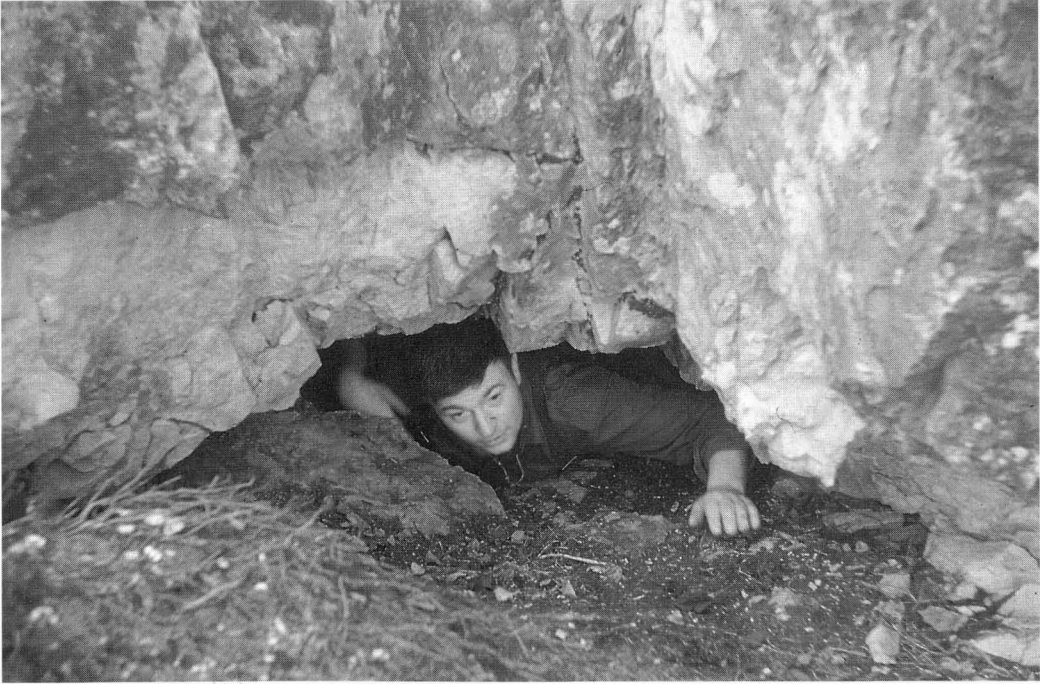


Bild 6 Ein Biologe hat das Winterlager eines Bären entdeckt. Vier bis fünf Monate verbringen die Tiere schlafend in solchen Höhlen.
(Foto: H. Roth)



Bild 7 Nach dem Winterschlaf haben die abgemagerten Tiere viel aufzuholen.
(Foto: V. Desancic)



Bild 8 Bienenkörbe im Bärenland müssen gut geschützt werden. Stacheldraht ...
(Foto: H. Roth)



Bild 9 ... und Elektrozäune sollen die Bären abschrecken.
(Foto: H. Roth)



Bild 10 In Gebieten mit intensiver Schafhaltung können Bären zu problematischen
Nachbarn werden.
(Foto: H. Roth)



Bild 11 Bären können Bäume mühelos entrinden. Keiner weiß, warum sie das tun.
(Foto: W. Schröder)



Bild 12 Dieser Kothaufen mit seinen Beerenüberresten zeigt deutlich, wovon sich der Urheber ernährt hat.
(Foto: U. Wotschikowsky)



Bild 13 Bären in Osteuropa haben keine Nahrungsprobleme: An Luderplätzen holen sie sich ihre tägliche Mais- und Fleischration.
(Foto: V. Desancic)



Bild 14 Hans Roth gelang es, einige der scheuen norditalienischen Bären in Fußschlingen zu fangen. Die verwüstete Umgebung zeugt von den Befreiungsversuchen des Tieres.
(Foto: H. Roth)

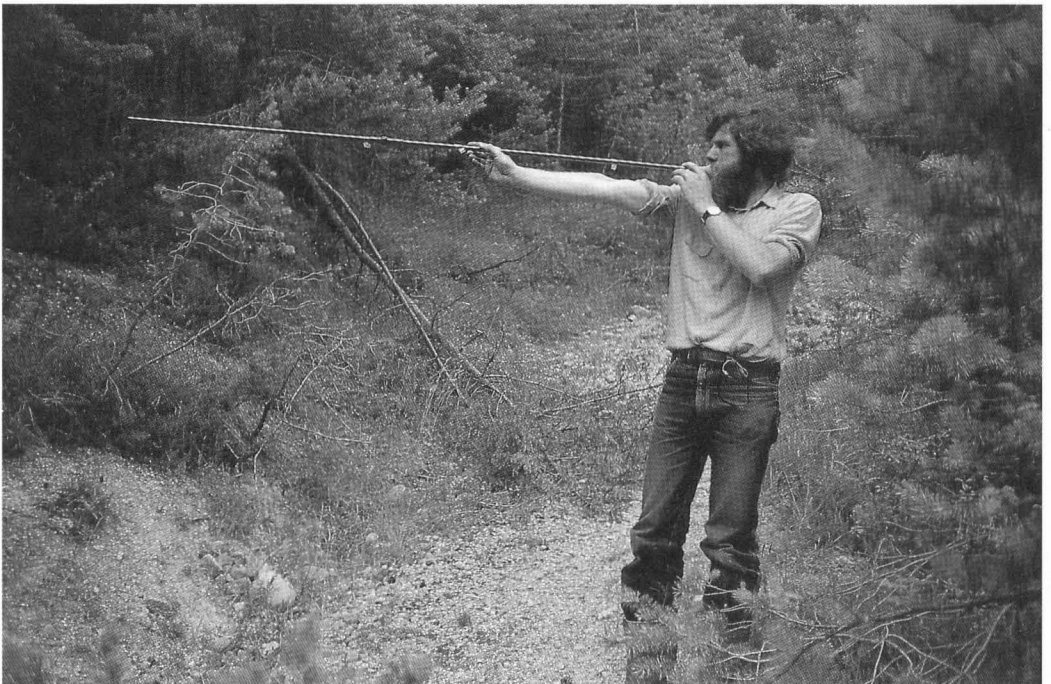


Bild 15 Mit der fliegenden Spritze aus dem Blasrohr betäubt Hans Roth den gefangenen Bären.
(Foto: H. Roth)



Bild 16 Hans Roth kann mit Hilfe der Peilantenne den Bärenalltag kennenlernen, ohne das Tier zu stören.
(Foto: L. Constantini)



Bild 17 Bärenforschung auf neuen Wegen: Ein Minisender im Halsband meldet künftig den Standort des Tieres.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch des Vereins zum Schutz der Bergwelt](#)

Jahr/Year: 1986

Band/Volume: [51_1986](#)

Autor(en)/Author(s): Straaß Veronika, Schröder Wolfgang, Wotschikowsky Ulrich

Artikel/Article: [Der Braunbär in Europa 13-36](#)